

# Belletristische Beilage

## zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.  
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

### Im Walde möcht' ich begraben sein.

Von Martin Bed.

Im Walde möcht' ich begraben sein,  
Wenn der Wind durch die Wipfel fährt  
Und des Herbstes friedlicher Sonnenschein  
Die schweigenden Thäler verklärt.

Zum letzten Schlafe, zur ewigen Ruh'  
Begrabt mich hinaus in den Wald!  
Dort rauscht es dem Grabe geheimnißvoll zu,  
Dort naht ihm der Frieden so bald.

Dort meidet der Fremde in stummer Scheu  
Den Hügel, so einsam und klein,  
Und uralte Bäume behüten ihn treu  
Und hüllen mit Blättern ihn ein.

Und Blumen und Moos blüh'n wunderbar dort  
Auf dem Grab, das die Freiheit umhaucht,  
Und in heiligem Glanz' erglühet der Ort,  
Wenn ein Lichtstrahl herniedertaucht.

Dort ist es so still, dort schlummert sich's gut  
Im Schooße der Waldesnacht,  
Wenn im Wintersturm alles begraben ruht  
Und wenn leuchtend der Frühling erwacht.

### Die beiden Gräfinnen.

Roman von R. Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eduard hatte sich im Geiste nur mit seiner Aufgabe beschäftigt, dem Baron, der fast immer sprach, ohne Antwort zu verlangen, kaum zugehört und auf seine Umgebung wenig geachtet. Jetzt befand er sich in einem großen, glänzend beleuchteten, ebenso reich als geschmackvoll ausgestatteten Saale, der leider wenig Jahre später ein Raub der Flammen geworden ist, die Zügellosigkeit und Unverstand in das schöne, historisch merkwürdige Gebäude schleuderten.

Die Pianistin setzte sich an den Flügel und begann eine pikante, schwer zu exekutirende Composition von Chopin. Eduard gewann dadurch Zeit, sich von seinem etwas versteckten Platze aus die erlauchte Versammlung, die reich an reizenden Frauen, zu betrachten. Am längsten weilten seine Augen auf dem noch immer schönen Antlitz der Kaiserin Eugenie. Sie trug ein Kleid von seegrünem Atlas mit Wasserlilien und Perlen garnirt, in dem reichen, etwas hochblonden Haar einen Kranz von Schilf, Perlen und Lilien. Ihre frischen, feinen Farben ließen sie bedeutend jünger erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Keine ihrer Bewegungen entbehrte jener Anmuth, die allgemein an ihr, die eine Reihe von Jahren für die schönste Frau Frankreichs galt, gerühmt wurde.

Offenbar hörte sie nicht auf das Klavierspiel, denn sie beschäftigte sich bald mit ihrem Fächer, oder machte einer jungen sehr reich geschmückten Dame Zeichen,

welche diese erwiderte, etwas neckisch, mit einer wilden Grazie, die sich von der eigenthümlichen, feinen Zeichensprache der gekrönten Spanierin unterschied. Der Kaiser dagegen, der neben seiner Gemahlin Platz genommen hatte, schien vorgebeugt, die linke Hand über die Augen gelegt, der Musik mit Hingebung zu lauschen. Wenn Eduard sich um Politik bekümmert hätte, würde er vielleicht gedacht haben, daß der Kaiser sich im Geiste nur mit den wichtigsten Tagesfragen beschäftige und Musik befohlen habe, um den Fragen seiner Familie auszuweichen oder die anwesenden Gesandten durch völlige Sorglosigkeit zu täuschen.

Die Pianistin verließ ihren Platz, der Herr, welcher Eduards Gesang auf dem Flügel begleitete, setzte sich hin, und unser Held sang, Anfangs etwas besangen, mit so viel Feuer und Bravour, daß Signor Belletti im Nebenzimmer zu sich selbst sagte: nicht ganz Belletti, aber beinahe; man kann von Eduards Gesang sagen: es ist nicht die Rose, aber sie hat neben ihr geblüht. O, hin ist die Zeit, wo Bertha spann! Während der gute Italiener sich mit allerhand Sprüchwörtern, an denen seine Muttersprache so reich ist, tröstete, ging der Kaiser auf Eduard zu, sagte ihm viel Gnädiges über seinen Gesang und fragte, ob er einige deutsche Volkslieder bei sich habe, oder nach dem Gedächtniß zu singen vermöge. Eduard bejahte das Letztere und verständigte sich mit seinem Begleiter, der einige spielen konnte.

Hatte Eduard die große Arie schön gesungen, so sang er, jetzt vom Kaiser ermutigt, viel schöner.

Als der Geiger sein Instrument hingelegt hatte

das Konzert vorüber war, näherte sich Napoleon III. nochmals dem Sänger: „Sie sind ein Süddeutscher?“

„Württemberg, Ew. Kaiserliche Majestät unterthänigst aufzuwarten.“

„Demnach Unterthan meines Herrn Veters, des Königs Karl. Ich liebe die Schwaben, denn ich kenne ihre Beständigkeit, ich lebte mehrere Jahre in Augsburg, und dieser Theil Baierns hat sich seinen ursprünglichen Charakter, ich meine damit den schwäbischen, treu bewahrt.“

Eduard entgegnete: „Ich war mehrmals in meinen Knabenjahren in dieser alten schönen Stadt, im Gymnasium zu St. Anna spricht man oft und mit Stolz von seinem erlauchtem Schüler.“

„Hatte liebe Freunde dort,“ erwiderte der Kaiser, „oft und gern gedenk ich ihrer; ob wohl die Bäume, die ich in meiner Mutter Garten pflanzte, emporgewachsen sein mögen?“

„Darüber kann ich Ew. Majestät bejahende Antwort geben,“ sagte lächelnd Eduard, „als ich vor zwei Jahren das Hortensia-Haus besuchte — Verzeihung —“

Eduard hielt verlegen inne, der Kaiser legte dem jungen Manne mit bezauberndem Lächeln die Hand auf die Schulter und sagte: „Ohne Sorge, es thut mir wohl, zu hören, daß das Andenken meiner Mutter, die vielen Armen Gutes that, so fort lebt, daß man jenes Haus, in dem ich sehr glückliche Jahre verträumte, noch nach ihrem Taufnamen nennt. Das liebe, liebe Augsburg, ich muß es in meinem Leben noch einmal sehen!“

Der Kaiser wandte sich ab, es schien Eduard, als seien Napoleons III. Augen feucht.

Während der Violinspieler mit Meisterschaft ein Violinkonzert vortrug, fielen Eduards Blicke auf eine Dame deren Züge ihn im höchsten Grade überraschten. Sie saß unweit der Fürstin Metternich, und glänzte diese durch Jugend und ausgewählte Toilette, so fesselte jene durch ihre wahrhaft klassische Schönheit, die ganz unabhängig von der Jugend ist, und überraschte durch die Einfachheit ihres Anzuges.

Sie trug ein Kleid von dunkelblauem Sammet, nach der Mode der Zeit, keinen anderen Schmuck, als einige Schnüre echter Perlen. Ihr glänzendes, kastanienbraunes Haar war einfach geschüttelt, am Hinterkopfe in einen griechischen Knoten geschlungen und von einem goldenen, mit Perlen besetzten Pfeile festgehalten. Doch nicht die eigenartige Schönheit der Dame war es, die Eduards lebhafteste Theilnahme für sie hervorrief, es war ihre frappante Aehnlichkeit mit seinem Freunde Ottomar Pilger.

Ja, das war das schöne Oval des Gesichtes, dasselbe braune, unergründliche, strahlende Auge, dieselbe leicht gebogene, fein geschnittene Nase, nur kleiner, weiblicher, und vor Allem das charakteristische Lächeln des edlen Mundes. Wenn diese Dame nicht Ottomars ältere Schwester war, mußte sie seine Mutter sein.

Die schöne Dame schien an Dem, was um sie her vorging, wenig Theil zu nehmen. Sie saß in sich versunken da, vielleicht weilten ihre Gedanken fern von den glänzenden Räumen, welche sie durch ihre Schönheit mit schmücken half; sobald sich aber eine ihrer Nachbarinnen an sie wandte, lächelte sie verbindlich

und antwortete, wie es trotz des größten Seelenschmerzes nur die zu thun im Stande sind, die — dazu auserwählt oder verurtheilt — viel in der großen Welt und an den Höfen leben.

Der Kaiser gab seiner Gemahlin den Arm, die anderen Fürstlichkeiten und die Hofgesellschaft folgten dem hohen Paare in den anstoßenden Saal zum Souper. Der Kammerherr trat zu Eduard, um ihm einige artige Worte zu sagen und ihn zu versichern, daß es ihm ein Vergnügen sein würde, dem jungen Künstler gelegentlich gefällig zu sein.

Die Einladung, mit den anderen Künstlern zu soupiren, hatte Eduard dankend abgelehnt, aber bescheiden sagte er: „Um eine Gefälligkeit möcht' ich sogleich bitten, nämlich um den Namen der Dame, die unweit der Fürstin Metternich saß. Sie trägt dunkelblauen Sammet —“

„Ah,“ unterbrach ihn der Baron, „die schöne Dame ist Frau Marchesa Colonna, geborene Gräfin d'Avvergne!“

„Es ist merkwürdig, in Wahrheit zu merkwürdig,“ wiederholte Eduard, als er jetzt, da er für den Hofwagen gedankt hatte, wie auf geflügelten Sohlen der Wohnung seines Freundes zugin. „Diese interessante Dame muß Ottomar's Mutter sein, wenn ich mir dieses Gesicht nun zwanzig Jahre jünger vorstelle, und das Haar kurz und wellig, geordnet wie es Ottomar trägt, ist es sein Ebenbild — sollte das Schicksal mich deshalb an den Hof geführt haben?“

So sann und grübelte er, bis er das Haus erreichte, in dem sein Freund wohnte. Eduard war im Stande, nicht nur fremde, sondern auch, was schwieriger, eigene Geheimnisse zu bewahren, aber Künstlernatur durch und durch, vermochte er nur mühsam Aufregungen zu verbergen und, was ihm eben durch den Kopf ging, zurückzubehalten. Wäre er Ottomar unweit der Tuilerien begegnet, so würde er diesem wahrscheinlich von der schönen, jungen, blassen Dame und von ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit Ottomar vorgeschwärmt haben, aber auf dem Wege blieb ihm Zeit zu überlegen, und endlich kam er zu dem Entschlusse, vor der Hand über sie zu schweigen, um seinen Freund nicht zu beunruhigen, um nicht Hoffnungen in ihm wach zu rufen, die jetzt noch besser schliefen.

Eduard fand Ottomar ihn erwartend, sehr gespannt, Alles zu vernehmen, was der Freund gehört, gesehen, gedacht und empfunden. Solche Jugend-Freundschaft hat viel Aehnliches mit der Liebe, der beste, treueste Mensch ist in vorgerückteren Jahren nicht mehr fähig, sich mit derselben Innigkeit in einen Anderen hineinzu- leben und in seiner Gesellschaft so glücklich zu fühlen, wie zu der Zeit, wo er selbst noch voll von Hoffnung mit rosig beschwingter Phantasie in die Zukunft schaut und vom Freunde gleicher Theilnahme gewiß ist.

„Und hältst Du es für möglich, daß ein Krieg zu fürchten ist?“ fragte Eduard im Lauf des Gespräches. „Ein Herr, der mir wie der Gesandte vom deutschen Hofe vorkam und mich, den unbedeutenden Menschen, nicht sah oder der Beachtung unwerth hielt, raunte einem anderen mit Order geschmückten Herrn einige Worte zu, die mir auffielen. Es war nach Schluß des Konzertes, wie die ganze erlauchte Gesellschaft sich

zum zurd und

Frie noth als wel nenn bred hast gern weit einm darf nach Ra allen mad leber sich gezu und Hini lasse alle

sonne Wal sein, von liebt weise er e und oder vor um den

Sti Sch fort als Bäu Ma bis als wur ich bat, zorn mein dad kam

sie wu aus niß

zum Souper verfügte und wir geringen Sterblichen zurückließen. Ich verstand nur die Worte: „Berlin“, und „fertig.“

„Als humanes Geschöpf und Künstler liebe ich den Frieden, doch mögen meinerwegen, Kriege wie Duellen, nothwendige Uebel sein,“ entgegnete Ottomar, „aber als Mann, der nicht weiß, wo seine Wiege stand und welches Land der Erde er mit Recht sein Vaterland nennen darf, habe ich an dem Kriege, mag er ausbrechen wo er will, nicht das Interesse, das z. B. Du hast, magst Du immerhin im Auslande und zwar gern da leben. Ohne Eltern und Verwandte in der weiten Welt stehen, ist zu Zeiten bitter, aber nicht einmal wissen, welches Land man Vaterland nennen darf, das — wozu davon reden? Vielleicht,“ fuhr er nach einer Pause fort, „bin ich glücklicher als der erste Mann in diesem schönen Lande, da er, wie ich aus allen Schilderungen, die seine Umgebungen von ihm machen, im fortwährenden Widerspruche mit sich selbst leben muß. Frieden lieben, Krieg machen sollen, gern sich selbst und seinen Empfindungen leben, aber stets gezwungen sein, zu repräsentiren, von Natur dankbar und gutmüthig und doch immer in der mißlichen Lage, Hindernisse auf der Laufbahn rücksichtslos wegräumen lassen zu müssen, das ist eine dunkle Existenz trotz alles äußeren Glanzes.“

„Du hast Recht, man muß nur auf solche Personen blicken, die beneidenswerth scheinen und es in Wahrheit nicht sind, um schnell wieder zufrieden zu sein,“ sagte Eduard und plauderte harmlos weiter von der jungen Pianistin, in die er sich beinahe verliebt, wenn nicht viel schönere Damen zugegen gewesen wären, und von einem großen Spiegel, in dem er einen bedeutenden Theil der glänzenden Gesellschaft und sich selbst gesehen habe. Er sei in dem Spiegel, oder vielmehr sein Spiegelbild sei ihm wie ein Fremder vorgekommen und er habe sich selbst einmal zugewandt, um sich zu überzeugen, daß der dunkle Mann unter den vielen flimmernden Uniformen er selbst sei.

„Halt!“ rief Ottomar und legte die Hand an die Stirn, „Deine lebhafteste Beschreibung zieht einen dichten Schleier, der über meine Erinnerungen gebreitet ist, fort. Es kann kein Traum sein! Ich befand mich als Kind einmal zwischen grünen Pflanzen und Bäumen einem großen Spiegel gegenüber. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich mich vom Scheitel bis zur Sohle doppelt. Es ist mir jetzt alles so deutlich, als hätte ich es gestern erlebt. Wie lange ich verwundert mein Spiegelbild angestarrt haben mag, weiß ich nicht, ich entsinne mich nur, daß ich den Knaben bat, mit zu spielen, und als er nicht kam, wurde ich zornig, und warf mit so viel Kraft als ich hatte meinen rothen Ball nach ihm. Wahrscheinlich wurde dadurch der schöne Spiegel ruinirt, denn eine Frau kam und schlug mich, worüber ich bitterlich weinte.“

„Könntest Du diese Frau noch beschreiben?“

„Nein,“ erwiderte Ottomar, „ich glaube aber, daß sie einen Hut mit Federn auf dem Kopfe hatte. Ich wundere mich oft, daß so wenig Zusammenhängendes aus meinen frühen Kinderjahren in meinem Gedächtniß haften geblieben ist. Nur an das Feuer, von dem

ich Dir jüngst erzählte, erinnere ich mich deutlich und jetzt an die Scene vor dem Spiegel.“

„Demnach mußt Du in einem Balaste gewesen sein, bist, wie ich nicht anders glauben kann, das Kind hochgestellter Eltern —“

„Oder der Sohn eines Kunstgärtners, Kammerdieners, der zu Zeiten in die Brunnsäle und Wintergärten gehen durfte oder sich hingeschlichen hatte; Prinzen und Erbgrafen werden nicht geschlagen, wenn sie etwas zertrümmern,“ unterbrach Ottomar den Freund. „Ich bitte Dich, Eduard, treibe Dir alle Träume von einer hohen Geburt aus dem Sinne, sonst müßt' ich bereuen, Dir mein volles Vertrauen geschenkt zu haben.“

„Nun, nun, ich schweige schon,“ erwiderte Eduard; „wenn es Dich befriedigt, so im Dunkeln über Deine Eltern zu leben wie bisher, bin ich auch beruhigt.“

Gegen seinen Charakter sagte hiermit Eduard nicht die Wahrheit, im Gegentheil, die Geschichte von dem Spiegel beschäftigte seine Phantasie auf das Lebhafteste und schien ihm für die Forschungen, die er in aller Stille zu beginnen beschloß, ein wichtiger Fingerzeig.

### 5. Kapitel.

In dem kleinen Salon im linken Flügel des Schlosses Eichenburg saßen Graf und Gräfin Eichenburg einander gegenüber beim ersten Frühstück. Der Graf, obgleich in der zweiten Hälfte Bierzig, sah sehr stattlich aus, seine Gemahlin, in Wahrheit nur drei bis vier Jahre jünger, konnte in einiger Entfernung für seine Tochter gehalten werden. Ihre mittelgroße Gestalt war noch immer schlank und zierlich und wenn sie auch vielleicht Toilettenkünste nicht verschmähte, um die Spuren zu verwischen, welche Jahre und Sorgen fast jedem Antlitz ausprägen, so war doch unter ihrem reichen, aschblonden Haar nicht ein erborgtes, ihrer Wangen zarte Röthe die Farbe der Gesundheit, nur ein scharfes Auge vermochte auf der blüthenweißen Stirn und an den Schläfen einige kleine Falten zu entdecken. Der Graf schloß die Posttasche auf, die der Diener soeben gebracht hatte, nahm Zeitungen und Briefe heraus und sagte, nachdem er einen, der ein großes Siegel hatte, flüchtig überflog: „Dacht' ich's doch, liebe Auguste, Emich muß fort, noch heute!“

„Fort, noch heute?“ fragte die Gräfin, sein „Ur-laub ist ja erst den 4. August zu Ende.“

„Ganz richtig, aber unter den jetzigen Verhältnissen muß jeder Offizier, sei er wo er sei, zu seinem Regimente stoßen“, erwiderte der Graf.

„Wir haben ihn ja kaum, lieber Eugen, wie soll er denn in wenigen Tagen, die er jetzt daheim ist, Zeit und Gelegenheit gefunden haben, sich um Pauline zu bewerben? Du wünschst ja selbst die Verbindung unseres Sohnes mit der lebenswürdigen reichen Erbin, ihre Familie ist auch dafür, und Emich scheint der jungen Dame zu gefallen“, stellte die Gräfin dem Gemahle vor.

„Liebste Auguste, sei doch vernünftig“, rief Graf Eichenburg verdrießlich. „Du bist eine geistreiche energische Frau, oft habe ich Deinen Scharfblick be-

Seelen-  
die —  
r großen  
Arm, die  
folgten  
al zum  
um ihm  
rsichern,  
jungen  
lern zu  
ber be-  
cht' ich  
ame, die  
dunkel-  
schöne  
Gräfin  
würdig,  
n Hof-  
len der  
ressante  
ch mir  
le, und  
Ottomar  
al mich  
us er-  
war im  
ieriger,  
ernatur  
Auf-  
ch den  
ar un-  
wahr-  
te und  
r vor-  
n Zeit  
hluffe,  
Freund  
n ihm  
pannt,  
esehen,  
bschaft  
reueste  
fähig,  
einzu-  
ühlen,  
fnung  
schaut  
ieg zu  
äches.  
tschen  
ischen,  
raunte  
einige  
schluß  
t sich

wundert und die Ruhe und Ausdauer, mit welcher Du das ausführst, was Du für richtig hältst, wie kannst Du jetzt Dich selbst täuschen wollen? Ein junger Lieutenant, der sich den Lorbeer erst verdienen soll, kann nicht müßig in der Heimath bleiben, wenn die Armee, zu der er gehört, mobil gemacht wird, um in den Krieg zu ziehen."

"Ich glaube nicht, daß es zum Kriege kommt, Oesterreich braucht nur noch schärfer aufzutreten, da weicht Preußen zurück", wandte die Gräfin ein.

"Liebes Kind, was Du oder ich glauben, kommt hier gar nicht in Betracht, Emich hat den Befehl seines Obersten zu befolgen und damit Punktum", entschied der Graf.

"Und ich bitte Dich, bitte Dich bei Allem, was Dir heilig und theuer, lasse Emich nicht fort," sagte die Gräfin, indem sie ihren Gemahl zärtlich umschlang und mit thränenvollen Augen ansah. "Bedenke, mein theurer, geliebter Mann, Emich ist unser einziger Sohn, unser einziges Kind, unsere Elternpflicht ist es, ihn zurückzuhalten."

"Die Mutterliebe führt Dich auf einen Irrweg, Auguste, Emich ist nicht ganz mit meinem Willen Soldat geworden. Hat er sich selbst den Beruf gewählt, muß er ihn ehrenvoll erfüllen. Ein Ehrloser, der seine Fahne verläßt!" sprach der Graf mit großem Nachdruck.

Die Röthe der Scham oder des Unmuthes stieg der Gräfin in das feine Gesicht, sie entgegnete, als sei sie tief gekränkt worden: "Du verkennst mich, lieber Eugen, ich weiß, was der Name Eichenburg bedeutet, führte ich ihn doch schon als Mädchen, wenn auch mein Vater der jüngeren, freiherrlichen Familie angehörte, und nur ein sehr entfernter Vetter Deines Pappas war. Mit Ehren muß Emich zurückbleiben, das versteht sich von selbst. Er muß sofort abreisen nach Paris oder nach der Schweiz, wir wissen seinen Aufenthalt nicht, werden schreiben, sobald wir Nachricht von ihm haben, darüber vergeht die Zeit, und wenn er endlich erscheint, haben sich die Monarchen versöhnt, die Schwerter stecken wieder in den Scheiden. Oder wir —"

"Halt!" rief der Graf in einem Tone, den seine Gemahlin noch nie von ihm gehört hatte. "Ich hasse solche Winkelzüge, ich bin erstaunt, daß Du sie für erlaubt hältst, ja überhaupt so schnell damit bei der Hand bist, als sei Dir das Intriguiren eine gewohnte Arbeit."

"O, Eugen, Eugen," klagte die Gräfin, "wie wenig kennst Du mich, wie so gar nicht mein Mutterherz!"

Graf Eichenburg liebte seine kluge, sanfte Gemahlin, die noch immer eine angenehme Erscheinung war, aufrichtig, er war ihr dankbar für Jahre, reich an Glück, die er an ihrer Seite verlebt hatte, seine Festigkeit reute ihn, deshalb sprach er jetzt in milderem Tone: "Wohl so will ich mit der liebenden Mutter nicht rechten, wenn sie in der Besorgniß um das Leben des Sohnes zu weit geht. Ohnehin ist möglicherweise dieselbe unnütz, Du zweifelst ja selbst, daß es zum Kriege kommen wird, es scheint wirklich, daß Du nicht klar weisst, was Du sprichst. Marschfertig muß sich

aber Emich machen, wahrscheinlich streift er im Park umher, oder sitzt in seinem Zimmer und dichtet Sonette an Pauline. Ich werde ihn auffuchen."

Die Gräfin, welche in der Nähe eines Fensters stand, blickte, durch das Rollen eines Wagens dazu veranlaßt, in den Schloßhof und rief erblaffend: "Besuch, täuschen mich meine Augen nicht, ist es Otto! Was, um Gotteswillen führt ihn hierher!"

"Mein Bruder?" sprach erstaunt, aber offenbar erfreut Graf Eugen, und eilte aus dem Zimmer, den Unerwarteten zu begrüßen.

Auguste sank auf einen Stuhl, alle Lebensfarbe war aus ihrem Antlitz gewichen, ihr Herz pochte ungestüm.

"Was bringt ihn hierher?" murmelte sie, aber ihr heller Verstand sagte ihr, daß sie den unwillkommenen Gast (denn sie hoffte, daß er nur als Gast dableiben würde) freundlich empfangen müsse. Ihre Aufregung, ihre Blässe konnte sie leicht mit der Sorge um ihren Sohn entschuldigen.

Jetzt traten die Brüder ein, Auguste ging dem Schwager lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand, die er galant küßte.

"Wahrhaftig, eine herrliche Ueberraschung", sagte Graf Eugen, "aber warum hast Du Dich nicht angemeldet, damit wir Dich empfangen konnten, wie es dem Majorats Herrn gebührt? Und um die Vorfreude hast Du uns auch gebracht, mein lieber Alter!"

Auguste lächelte immer noch, aber im Herzen erwünschte sie den Angekommenen. Dieser erwiderte freundlich, indem er sich niederließ: "Großer Empfang ist nicht nöthig, lieber Eugen, ich finde Dich und die Deinigen gesund, das ist für mich der beste! Ich komme von Paris; da wir hier, wie ich höre, den baldigen Ausbruch des Krieges zu erwarten haben, halte ich es für meine Pflicht, daheim zu sein, damit ich womöglich Deutschland meine Dienste widmen kann."

"Wollen Sie, willst Du," verbesserte sich Auguste, "wieder in die Armee eintreten?" Eugen fügte hinzu: "Emich ist einberufen, er muß jeden Augenblick kommen, noch heute soll er abreisen."

Graf Otto seufzte leise. "Ich dachte, er wäre schon bei seinem Regimente," sagte er nach einer Pause. Sein Bruder drückte ihm die Hand, die Gräfin fragte mit gepreßter Stimme: "Und Deine Frau, Marie, wie befindet sie sich, hat sie Dich nur bis Stuttgart oder Karlsruhe begleitet? Dürfen wir hoffen, sie hier zu sehen?"

"Da es zwischen Frankreich und Deutschland zu keinem Konflikt kommen wird, der einen Krieg heraufbeschwören könnte, habe ich Marie in Paris gelassen. Mehrere ihrer Verwandten und liebe Freunde sind dort, in wenig Tagen muß sich Alles entscheiden," antwortete der Graf.

(Fortsetzung folgt.)

### Denkspruch.

Ein kleines Korn, gesät in's Feld,  
Bringt mit der Zeit dir tausend Aehren;  
Ein Körnlein Liebe, gut bestellt,  
Kann tausend Herzen Freud' gewähren.